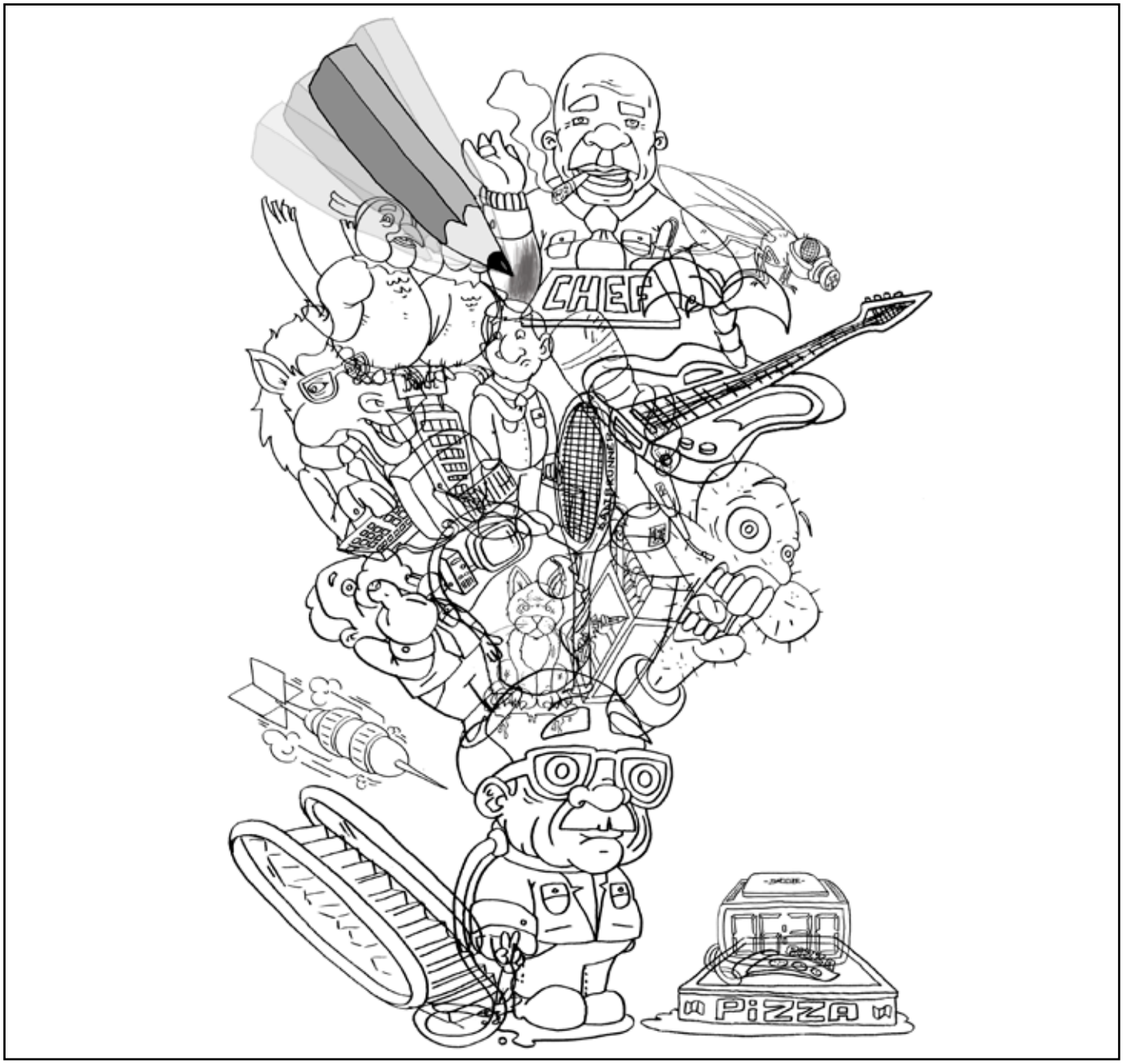
Bierglaslyrik

schon fast kult

Nr. 13 / Mai 2012

„Warst du die ganze Nacht hier?“ Jörg Borgerding ist immer schon da.
„Nehmen Sie sich ruhig eine Cristo.“ Stephano war beim Chef.
„Das Wichtige passiert im Kopf!“ Ivan Marty arbeitet nur virtuell.



Gesammelte Werke zum Thema Büro

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Es soll tatsächlich Menschen geben, die sich neben der gängigen Hauptbeschäftigung, dem Verfassen von BIERGLASLYRIK-Texten, zu bezahlter Arbeit herablassen – zum Beispiel im Büro. Dieser wachsenden Spezies von Bürosesseldrückern sei diese Ausgabe gewidmet. Da BIERGLASLYRIK ein Kind genau dieser Spezies ist, erlaubt sie Dir mit Vergnügen einen verstohlenen Blick durch die Schlüssellöcher verschiedenster Büros unseres Universums. Vom Grossraumbürogespräch über botanische Einrichtungsauswüchse bis zum Chefsessel geben wir alles preis. Einzig der Einblick in unser Redaktionsbüro bleibt verwehrt – das ist und bleibt unser Geheimnis.
Und da bei der Lektüre der dringende Wunsch nach bürofreien Sommermomenten aufkommen könnte, präsentieren wir eine total entspannte neue Schreibanregung: Bis zum 30. Juni freuen wir uns auf deinen Text zum Thema „Sommernacht".

Gruss aus dem chaotischsten Büro der Schweiz und Prost!

Die Redaktion

Büro, Mensch

von Adam Schwarz

Bankier, das reizte Meier. Er war schon länger stellenlos, doch das machte ihn nur umso entschlossener, sich durchzusetzen. Dass Meier ein Zwergdackel war, hinderte ihn nicht, denn er wusste nichts davon. Vor Kurzem hatte er es bei der UBS versucht, doch nicht einmal der Gang durch die Schiebetür gelang ihm. Der Türsensor reagierte nicht auf seinen Körper. Meier liess sich nicht beirren, versuchte es wieder und wieder. Die Türen blieben zu, gleichgültig, ob er darauf zu rannte oder so gemächlich auf das Gebäude zuging, als gehöre es ihm allein. Später erschien ein Angestellter, der nervösverwundert auf ihn herabsah. Dem gelang es gleich. Meier folgte ihm, schob sich zwischen aufeinander zuschnellenden Glasscheiben hindurch, da war die Schalterkontrolle – und weiter kam er nicht. Ein stumm lachender Sicherheitsmann trieb ihn nach Altstetten hinaus. In der Folge ging Meier über das grauschwarze Trottoir und schaute auf den Boden, er hatte zu kurze Nackenmuskeln, noch nie hatte er den Himmel gesehen, wusste nicht einmal davon. Kein Job, kein Geld, er würde Untermieter bleiben müssen, weiterhin im Korb in der kleinen Kammer schlafen. Er war halt kleiner gewachsen als andere. Die Mitbewohner waren gestört und bezeichneten ihn als Luegäda und Hädu. Sie setzen ihm abstossendes Essen vor, Fleischbrei und so. Zumindest stellten sie es auf seine Höhe. Familie Karli nannten sie sich. Er erinnerte sich nicht, seit wann er bei ihnen lebte. Natürlich ass er, was sie ihm kochten, wenn sie schon kochten. Eine seltsame Kultur! Er musste fremd sein. Einmal hatte er sich vorgenommen, auszureisen, das Land zu suchen, aus dem er stammte. Lappland wahrscheinlich. Ja, Lappland. Das klang nach ihm. Er könnte Schlittenführer werden, die Hunde mochten ihn, sie würden ihm vertrauen. Aber warum beschnupperten sie ihn häufig, roch er etwa? Wenn er hochsprang, um sich im Spiegel zu betrachten, konnte er nichts Auffälliges entdecken: Er sah aus wie stets, rotes Haar und die ewige Akne, ob die mit ein Faktor für seine Stellenlosigkeit war? Er verstand dieses Land nicht, nur einzelne Worte, bizarre Befehle. Wie den, eine Leiche zu mimen. Drohte ein Bürgerkrieg, musste man das deswegen können? Dass man ihm befahl, hatte er hinzunehmen gelernt. Die Leine hingegen konnte er nicht akzeptieren. Was gab der Familie das Recht, so viel von ihm zu verlangen, er zahlte doch regelmässig, hatte er nicht die Überweisung in die Wege geleitet? Oder – war es die Möglichkeit? – vielleicht war das Konto inzwischen leer, vielleicht beuteten sie ihn deswegen aus. Wenn er doch arbeiten könnte. Bei der Privatbank Ludwigshainer hatte er es noch nicht probiert. Hoffentlich würde er morgen wieder unbemerkt aus dem Haus kommen.

Adam Schwarz trinkt Schlenkerla Rauchbier

Drei Gedichte

von Joanna Lisiak

Büros des 21. Jh.

Manchmal
wenn ich nachmittags
im Büro fast
einschlafe
weil alles
schleicht tapst
fispelt und die
Luft so gedankenrein
ist
sogar der Kaffeeautomat
kuscht

dann
träume ich vom
Geknatter eiserner
Schreibmaschinen
von dünnem Filterkaffee
(heimlicher Krönender meines Hauskaffees)
und von schallendem
Raucherstimmgelächter
ob
szöner Witze.

Gesellschaftsmühle

Durchlitten wie ich
war entschied ich
Bestie zu werden.

Im Land der Monster
pure Posse.

Pensionierter Banker

Jahrzehntelang ein
Anzug
– nicht derselbe
uniformierte sein
Denken.

Geprägt der Gussform
nadelstreift er
– ohne Nadeln
durch entrückte
Modetempel.
Im Spiegelbild
ein wimmernder
Kleiderbügel.

Geblieben sind ihm
die regelmässigen
Überfälle
seiner heimlichen
Popellust.

Joanna Lisiak trinkt helles Ueli Bier

Beizenbesuch

Depressive Symbiose
von Stammgast Fancy Lollobrigida

Eigentlich wollte ich nur mit mir selber aufs freie Osterwochenende anstossen – und das in einer hierfür passenden Schenke. Mehr aus Zufall denn aus gezielter Planung fand mein Durst den Weg in die Quartierbeiz zwischen Ostring und Thunplatz. Von draussen betrachtet wirkt das Wirtshaus in seinem Sandsteinmantel ganz unverdächtig. Drinnen aber hängt der 50-jährige Mief von Altherren-Besäufnissen in der Luft. Die Gaststube ist äusserst gross, die Menschenansammlung darin ist es weniger. Ein paar Rentner jassen oder diskutieren miteinander - vor ihnen türmen sich die obligaten „Chübeli“. Die ganze Gaststube ist mit dunklem Holz eingekleidet, an der Decke hängen Lampen, die mit dem Alter der Anwesenden durchaus mithalten können, und verströmen depressives Licht. Es riecht nach altem Holz, Gurtenbier und billigem Aftershave. Ich bin froh, eine positive Einstellung zum Leben an sich zu haben, ansonsten würde ich mir hier Bier um Bier in den Rachen schütten und zusammen mit den Gästen und der Einrichtung eine depressive Symbiose eingehen.
Zwei alte Herren am Nebentisch tauschen sich über ihr Rentnerdasein aus: „I schlafe so schlächt.“ – „Du ig o. I bi am 4i am Morge wach u cha nümme schlafe, de stah ig mängisch uf u ga ga Rächnige zahle.“ Die beiden werden in ihrem Diskurs von der Kellnerin unterbrochen. Ja, die Herren möchten noch ein Bier. Und zwar zur Feier des Tages. Denn das sei eben ihr traditionelles Osterbier, klärt der eine Herr mit etwas roter Nase die Servierdame auf. Bei den beiden hat man jedoch eher das Gefühl, sie fänden jeden Nachmittag einen Grund zum Feiern (7 Jahre AHV, 10 Monate Kukident, 30 Tage keine Ischias-Beschwerden, usw.).
Die Kellnerin kommt zu mir und nimmt die Bestellung auf. Sie ist ein wahrer Lichtblick in dieser Kaschemme, so zieht sie doch das Durchschnittsalter auf etwa 62 herunter. Sie lächelt mich an und ist sichtlich erfreut über das vor ihr sitzende Frischfleisch. „Ab zviu Rosé wirde ig aggressiv“, höre ich einen weiteren Gesprächsfetzen der beiden Herren nebenan. Ich beschliesse mein Bier zu leeren und die Stimmungskiller-Spelunke zu verlassen, ehe Rosé ausgeschenkt wird.

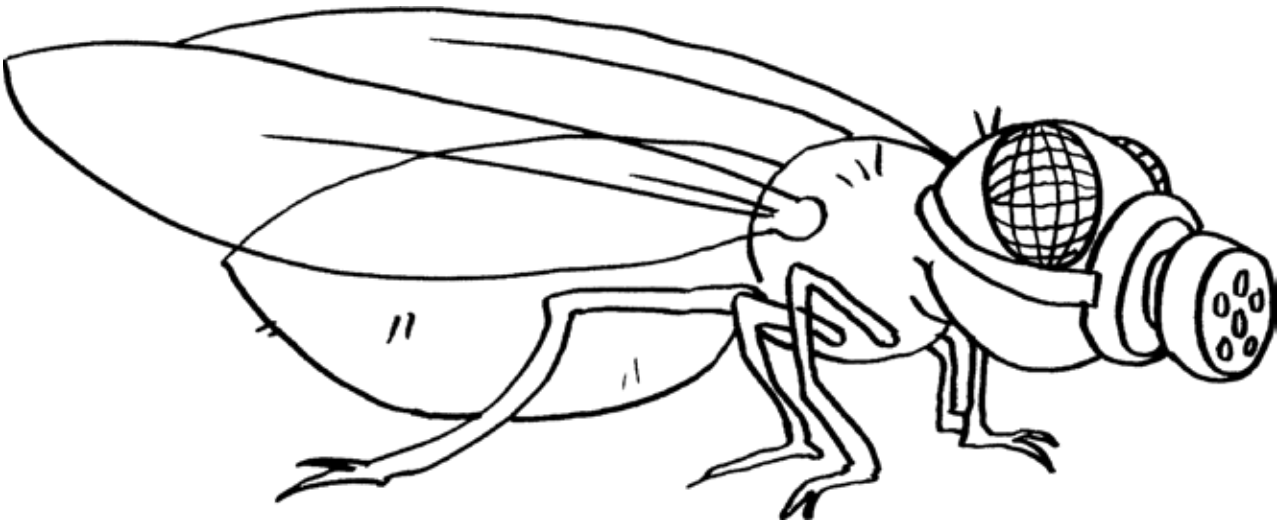
Auflösung vom letzten Mal:
Vetter Herzog

Mein Ficus benjamina – MEIN

von Claudia Paal

6:00 / Einstempeln kann ich erst ab sieben. Meine Zeit zählt trotzdem. Ich sehe die Hand nicht vor Augen an meinem Schreibtisch. Umso besser. Heute Morgen ist der Sonnenaufgang besonders berauschend. Die letzten Monate war der Ball nicht so glutrot. Es interessiert mich nicht.
7:10 / Ich schlurfe von der Stempeluhr zurück. Und nun?
7:30 / Jetzt ist es hell im Büro. Ich giesse die Pflanzen. DU hast mir im letzten Jahr vier neue mitgebracht. Nun ja, sind wir ehrlich: Sie haben DICH zu Hause gestört.
8:00 / Ich überlege, wann die Blumen Dünger benötigen. Ich schlage eine Fliege tot. Bis jetzt hast DU DICH um diese Dinge gekümmert. Nun muss ich auch dafür noch die Verantwortung tragen. Für das Chlorophyll jeder Pflanze. Für das Erschlagen der Fliegen.
10:00 / Im Internet habe ich soeben Dünger bestellt.
10:15 / Die Kaffeepause fällt aus. Kaffee mit der Kollegin aus dem Nachbarzimmer kommt nicht infrage.
11:00 / Telefon. E-Mails. Ein Klopfen. Niemand zu Hause. Ich war angekommen. Nun bin ich abgereist. Meine Heimat entschwand.
11:30 / Die Fliege raubt mir noch den letzten Verstand. Unsinn: Er ist mit DIR gegangen.
12:00 / Allein die Runde am See. Die Kollegen interessieren mich nicht. Die Sonne stört mich. Kann es nicht regnen? Es wäre angemessen.
13:00 / Ich sehne mich nach dem Geruch von Curry im Büro, bisher verhasst. Das Piepsen der Mikrowelle, in der DEIN Essen schmoren sollte, bleibt aus. Niemand hörte die Töne, die keiner von sich gab.
14:00 / Der schwarze Strich auf dem Fussboden erinnert mich an DEINE Füsse. Neben dem Aktenschrank ein Paar Schuhe. Ich drehe sie um. 35 steht auf der Sohle. Ich widerstehe dem Drang in sie hineinzuriechen. Wirst DU sie abholen?
15:00 / Wieder habe ich die Fliege nicht erwischt. Fliegende soll man nicht aufhalten…
15:15 / Nachdem ich die Herrentoilette verlasse, kann ich dem Drang nicht widerstehen. Das Symbol der Frau auf der Tür nebenan hält mich nicht auf. Frauentoiletten sind nicht anders. Das weisse Handtuch. Ich muss daran riechen. Ich erkenne DEIN Parfüm.
15:30 / Das weisse Handtuch überdeckt meine Heizung. DEIN Duft – endlich wieder in meinem Zimmer. In unserem Zimmer. So langsam glaube ich es wirklich: Der Verstand ist mit DIR ausgegangen.
15:45 / brrzzzz…
15:50 / Ich beschliesse, Fliegengift zu bestellen. Ob es auch für Brummer hilft?
16:00 / Ich gehe um den Tisch. Meine Hände streichen über DEINE Tastatur. Nicht lange, und hier wird der Staub auf dem Lindenholz fasern.
16:15 / Licht aus. Ein letzter Blick zu DEINEM Platz. Ich vermisse DICH im Chlorophyll jedes Ficus.

Claudia Paal trinkt Lösch-Zwerg



SOCIETE ANONYME

von Godi Huber

Zehn Stockwerke aus dunklem Glas, aufeinander gestapelt – das Bürogebäude der Firma war breit und hoch wie ein Berg, thronte als unbezwingbar scheinende Burg über der Stadt, war den Bewohnern Symbol für Arbeit und Wohlstand.

Die Stockwerke waren gefüllt mit Grossraumbüros in den Abmessungen von Turnhallen. Ganz oben die Chefs; im Minutentakt gingen ihre Befehle an die Divisionsleiter einen Stock tiefer. Diese klickten die elektronische Post umgehend an die Abteilungsleitenden in der darunter liegenden Etage. Von dort gingen die Aufträge zu den Sektionschefs, danach über die Gruppenleiterinnen zu den Coachs, um wenige Minuten später bei den Mitarbeitenden ganz unten anzukommen, wo sich Pult an Pult reihte, Bildschirm an Bildschirm, Mensch an Mensch, wie die Kühe in den Ställen ihrer Vorfahren. Getrennt allein durch graue Kunststoffwände, die das monotone Klacken der Tastaturen dämpften.

Diese Geschichte trug sich in der hintersten Ecke des untersten Stockwerks zu. Dort, wo die Befehle in produktive Arbeit umzusetzen waren. Wo sich das Licht gegen das Dunkel nicht mehr richtig durchzusetzen vermochte. Ein Arbeitsplatz blieb seit Tagen leer. An den Mitarbeitenden, der bis zuvor an diesem Pult seine Arbeit verrichtet hatte, hätte sich niemand mehr erinnert, wäre nicht das Unerwartete geschehen.

Vor einiger Zeit war der Mann noch im Mittelpunkt aller gestanden, wenn er in den Pausen die interessantesten Geschichten, die wildesten Abenteuer von allen zu erzählen wusste. Doch dann wurden in der Firma die Arbeitspausen abgeschafft. Der Mitarbeitende begann trotz Verbot von oben mit der Zucht von Büropflanzen, vornehmlich Kakteen, da diese die grössten Überlebenschancen aufwiesen. Nach einem Monat setzte der Hausdienst dem zaghaften Grün ein rasches Ende.

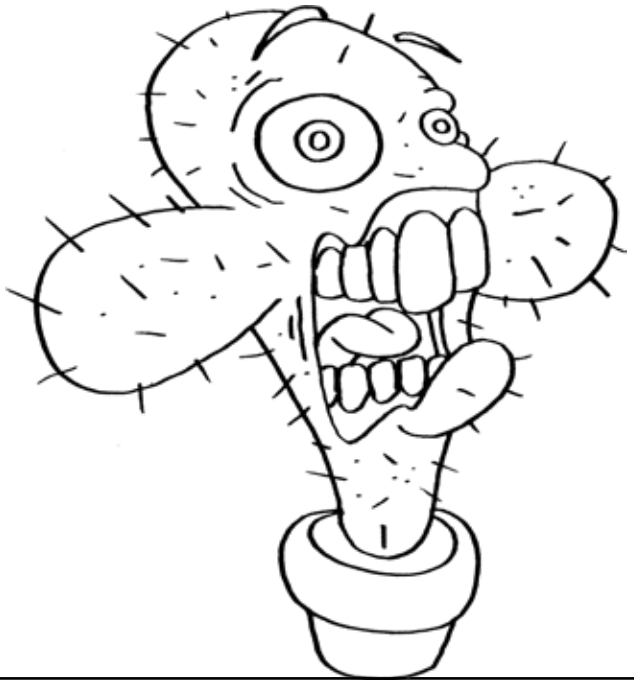
Nur wenige Wochen vergingen, da begann der Mitarbeitende an den Teamsitzungen plötzlich Fragen zu stellen. Ob sie wüssten, für wen sie arbeiteten, warum sie arbeiteten und weshalb sich die Menschen auf der ganzen Welt gegenseitig umbringen? Alle schauten ihn sprachlos an, und die Teamsitzungen wurden abgesetzt. Das war der Zeitpunkt, als der Mitarbeitende begann, seine Mails ungelesen vom Posteingang in den Papierkorb zu verschieben. Er erhielt einen scharfen Verweis und einen Eintrag am schwarzen Brett.

Man glaubte, diese Warnung tue ihre Wirkung: Fortan arbeitete der Kollege besessen von früh morgens bis abends spät. Die Chefs nickten nach dem Kontrollblick in die Überwachungskamera zufrieden. Was sie nicht sahen: Der Mitarbeitende sandte seine ausgehende elektronische Post in sein eigenes Postfach, um sie sogleich selber abzuarbeiten. Jede Frage verlangte nach Antworten, jede Antwort führte zu neuen Fragen, zehn Stunden am Tag, fünf Tage in der Woche; ein nicht enden wollender Dialog mit sich selbst, ein elektronisches Selbstgespräch in den Weiten des World Wide Web, gefangen in der Endlosschlaufe des eigenen Denkens.

Als die Informatikabteilung den Fall aufdeckte, setzte die Security den Mann gewaltsam und wortlos vor die Tür. An diesem Tag begann der Absturz an der Börse, der genau hundert Tage später mit der Pleite der Firma endete.

Heute klafft da, wo das Bürogebäude stand, ein tiefes Loch. Daneben präsentiert die SOCIETE ANONYME auf einer überdimensionierten Tafel das Projekt für ein „ultimatives Bürogebäude der Zukunft“: Zwanzig Stockwerke aus dunklem Glas, futuristisch aufeinander gestapelt …

Godi Huber trinkt
nach Büroschluss gerne ein Bärner Müntschi

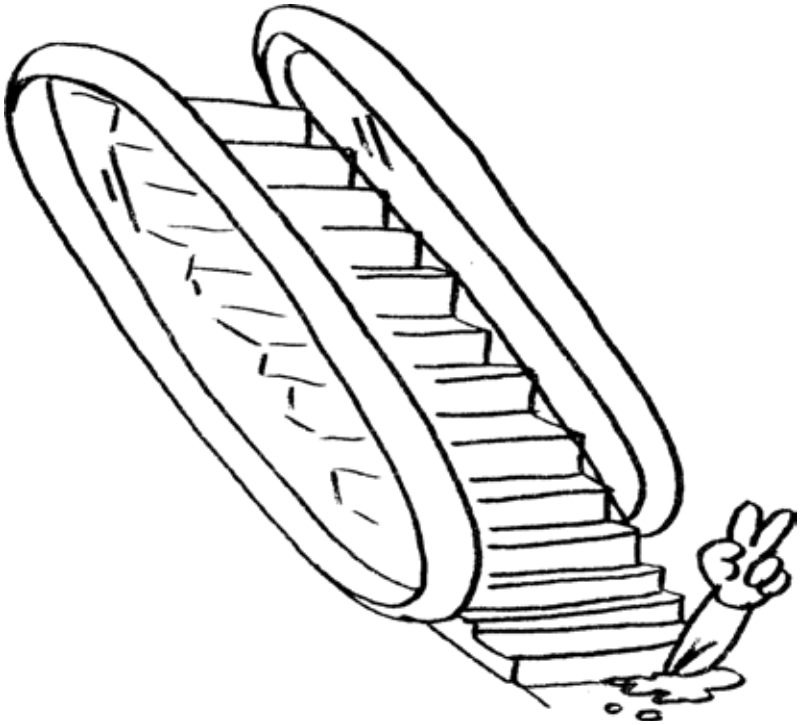


Rolltreppitis

von Ninaha

Du stellst dich mit dem Gesicht gegen die Fahrtrichtung auf eine dieser Rolltreppen am Bahnhof und schaust über die leeren Gleise. Der Sekundenzeiger der Bahnhofsuhr schraubt sich in angemessenem Tempo durch den weissen Fleck, der sich verschwommen in die geröteten Augen brennt. Unerwartet verkeilen sich deine Absätze zwischen Rollband und oberem Ende der Treppe – du fällst – steif wie ein Brett – bleibst liegen. Obwohl dein Hinterkopf hämmert, könntest du aufstehen, tust es aber nicht: Ein willkommener Grund, heute nicht ins Büro gehen zu müssen.

Ninaha trinkt Trumer Diamond



Alternativ-Reportage

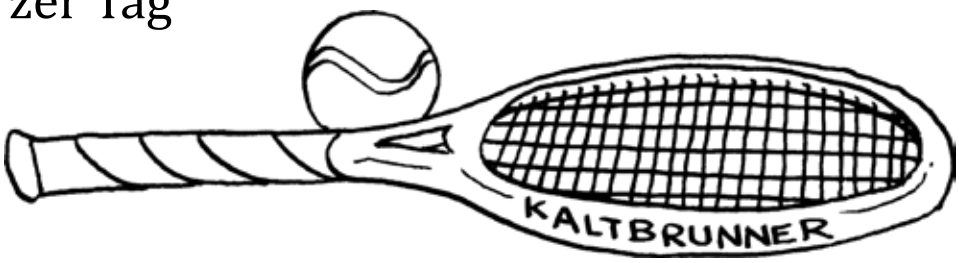
Opa poppt junges Gemüse
von Stammgast Fancy Lollobrigida

Oh ja, es gibt sie noch: Die Feinschmecker, die Connaisseurs, die Geniesser des Stilvollen. Traditionalisten, die nicht auf jeden Trend-Zug aufspringen, der in unserer schnelllebigen Zeit an uns vorbeidonnert, die nicht jeden New-Age-Schrott mitmachen. Sondern die dem Hype die kalte Schulter zeigen, die wissen, was Kultur ist sich dafür Zeit nehmen und auch mal tiefer in die Tasche greifen. So ist es bei der kulinarischen Verköstigung, in der Theater- und Filmszene, bei der Wohnungseinrichtung und eben auch am Ryffligässchen 6 in Bern.
Seit gefühlten 100 Jahren leuchtet dort das schmucke Lichtspielhaus „Ciné 6“ (ausgesprochen: „Sex“). Die Besucher wissen, zu Hause zu einem billigen Gerammel auf Youporn einen von der Palme wedeln, das kann jeder. Wer jedoch im Ryffligässchen einkehrt, der lechzt nach Anspruch. Hier treffen sich Feingeister und Geniesser des gesprochenen bzw. geschrienen Wortes. Zeitgenossen, die Wert legen auf bequeme Kinosessel, Breitbild, Dolby Surround, Kammerspiele und raffinierte Spannungsbögen.

An diesem drückend warmen Nachmittag läuft in Saal 1 der viel gelobte Überraschungshit aus dem Orient „Istanbul Sex-Express – gnadenlos benutzt“. Und in Saal 2 die lang ersehnte Fortsetzung der endlosen Teenie-Klassikerreihe „Lollipops 31 – backfrische Teenies“. Nun ein paar Beobachtungen – betrachtet vom Restaurant nebenan aus:
14:55: Ein älterer Herr um die 60 schreitet zielstrebig auf den Eingang des Kinos zu. Er scheut keine Blickkontakte und steht 100 %ig zu seinem Tun. Offenbar ein Stammkunde.
14:59: Ein wirklich sehr betagter Greis, der zudem mit Übergewicht kämpft, verlässt den Saal. Es dauert eine Ewigkeit bis er die drei Stufen hinuntergestiegen ist (die Teenies auf der Leinwand haben ihn offenbar ziemlich gefordert). Ein zugelaufener Herr erkennt die Notsituation und hilft dem Rentner bis er sich an seinem vor dem Kino parkierten Rollator festklammern kann.
15:07: Ein Herr (zwischen 50 und 60) mit Schnauz und türkiser Jacke verlässt das Etablissement und betritt die Gasse. Er wirkt verlegen und scheut Blickkontakte. Nach wenigen Metern setzt er ein Pokerface auf und tut so, als ob er gerade aus dem Zwald Herrenmodegeschäft nebenan gekommen wäre (und was hätte er dort wohl gemacht? Ein noch hässlicheres Jackett gekauft?).
15:10: Ein Rentner mit vollem Rucksack verlässt den Saal und zündet sich sogleich eine Zigarette an (Wars denn wirklich soooo gut?)
15:12: Eine ca. 80-jährige Frau watschelt mit ihrem Rollator durch die Gasse und studiert die Plakate. Ein kurzer Schreckensmoment. Sie wird doch nicht etwa…? Doch sie rollt vorbei. Gott sei dank! Mein Weltbild bleibt einigermassen heil.
15:21: Ein Opa mit Hut bleibt vor den Plakaten stehen und mustert diese auffällig lange. Nach etwa einer Minute holt er eine Brille mit dicken Gläsern hervor und studiert die Aushänge noch genauer, als ob es sich um ein verschollenes Kunstwerk da Vincis handeln würde. Er ist unschlüssig, was er soll, geht dann aber zügigen Schrittes weiter in die Neuengasse.
Gut zu wissen, dass sich auch unsere Grossväter noch fürs Kino begeistern können. Also ich weiss auf jeden Fall, wo ich mein nächstes Bier trinken werde, wenn „Opa poppt junges Gemüse 2“ anläuft.

Kaltbrunners schwarzer Tag

von Christoph Simon



Als Thomas Kaltbrunner in die Geschäftsleitung berufen wurde, ging er aus, kaufte sich einen BMW Roadster, und dann setzte er sich wieder an die Arbeit. Er mochte Worte wie „die Karriereleiter erklimmen“ oder „absahnen“ nicht und misstraute ihnen. Wenn ihm ein ehemaliger Arbeitskollege von der Schadenabteilung auf dem Flur begegnete, wurde ihm unbehaglich zumute und er schämte sich. Es plagten ihn Gewissensbisse, denn auch er war früher einfach der „Thömu“ gewesen und gegen das System. (Man hatte den „wilden Thömu“ dreimal verhaftet: einmal, weil er den Nikolaustag durch eine Treibjagd entweiht hatte, ein andermal, weil er vor dem Hauptsitz der Versicherungsgesellschaft, bei der er heute angestellt war, stumm und demonstrativ auf und ab gegangen war, ein drittes Mal, weil er vor dem Bundeshaus in Bern den Versuch gemacht hatte, die Verfassung der Eidgenossenschaft vorzulesen.)

Auch dachte er verdrossen daran, dass „seine“ Abteilung – er war leitender Sachbearbeiter gewesen – sich jetzt ohne ihn zurechtfinden musste, dass sich Petra Schild, Anna Urfer (Anna Urfer!) und die anderen vom Grossraumbüro abmühten, Überstunden machten und sich morgen in geselliger Stimmung zum Doppel im Tennis-Center versammeln würden. Nur er musste wie ein geld- und machtbesessener Mann über Geschäftsberichten sitzen und warten bis er Lust bekam, mit dem Roadster in einen Baum zu rasen.

Dumont, der Kollege von der Geschäftsleitung, stolperte in Kaltbrunners Büro und lud ihn zum Lunch ein. Dumont sammelte in seiner Freizeit Gebrauchsanweisungen elektrischer Apparate und bewahrte sie geordnet auf. „Zuwider und fremd“ war alles, was Kaltbrunner zu Dumont einfiel. Er lehnte die Einladung ab und begab sich in die Kantine mit Ausblick auf Zürichsee und Fraumünster, wo er hoffte, auf Anna Urfer zu treffen. Denn Anna Urfer war der Hauptgrund seiner Unzufriedenheit: Kaltbrunner vermisste Anna Urfer, und ihn quälte noch immer das Verlangen, sie so beständig wie möglich zu erobern.

„Ich anerkenne nur zwei Lebensregeln“, rief Petra Schild Kaltbrunner in der Kantine zu und führte ihn an den Schaden-Tisch, „erstens: keine Moral zu haben, zweitens: auf die Meinung anderer zu pfeifen.“

Kaltbrunner nahm neben Anna Urfer Platz, die in blasser Schönheit vor ihrem Magentee sass. Es bevölkerten noch ein paar Gäste einer Tochtergesellschaft denselben Tisch, und die Konversation drehte sich um Fragen der Spesen- und Ferienregelung. Anna Urfer, die bei näherer Bekanntschaft so aufgeschlossen und verständnisvoll sein konnte, fühlte sich in der Mittagspause immer sehr unwohl und verbarg sich hinter der würdevollen Fassade einer scheuen Exil-Prinzessin.

Kaltbrunners Puls stieg.

Da weder Petra Schild noch die Leute der Tochtergesellschaft fähig waren, das Eis zu brechen, liess er sich zu mysteriösen Aussagen wie „Frau Urfer, Sie wissen nicht, was es für mich bedeutet, in der Kantine zu essen“ hinreissen. Anna Urfer zeigte keine Reaktion. Die nackte Verzweiflung trieb Kaltbrunner schliesslich dazu, ein paar „äh – unerhört komische Geschichten“ zu erzählen. Nachdem er glaubte, einen aufmunternden Augenaufschlag an Anna Urfers Gesicht entdeckt zu haben, trieb es der wenig zungenfertige Kaltbrunner immer weiter, ging von der ersten zur schrecklichsten Anekdote über (die von einer läufigen Bernhardinerhündin handelte, die eine Woche lang mit zwanzig Rüden in einem Keller auf dem Simplon eingesperrt gewesen war) – was Petra Schild Verschiedenerlei empfinden liess, aber vor allem Bedauern mit dem Erzähler selbst.

Man schob die Tabletts in die Gestelle und ging zusammen zum Lift. Mit letztem Mut fragte Kaltbrunner Anna Urfer, ob „fürs Tennisdoppel morgen im Center vielleicht...“, aber diese erwiderte freundlich, man brauche vier und er würde der fünfte sein.

Armer Kaltbrunner! Er traute sich nichts mehr zu, kehrte ins Büro zurück, erlitt einen Nervenzusammenbruch und war ein ganzes Jahr lang zu keiner Arbeit mehr fähig.

Christoph Simon trinkt
Abe Djo aus Teheran, Iran

Eine echte wahre Bürogeschichte

von Max Mo

Es war an einem Septembertag in der Früh, ich war auf dem Weg ins Büro. Da ich damals nicht weit von der Arbeit wohnte, ging ich zu Fuss, die Hände vor der Kälte schützend in die Manteltaschen gesteckt, durch das orange Licht der Strassenlampen, die neben den wenigen beleuchteten Fenstern die einzigen sichtbaren Lichtquellen darstellten. Während mich meine Beine schon wacker durch die morgendliche Kälte trugen, sehnte sich mein noch schläfriger Kopf nach dem weichen, warmen Kissen, von dem ich mich allzu plötzlich hatte trennen müssen.

Als ich nun mit angezogenem Tempo von der Prenzlauerallee in die Saarbrückerstrasse bog, wäre ich beinahe über den weissen Kater gestolpert, der sich quer über den halben Bürgersteig ausstreckte. Er war nicht weniger erschrocken als ich, stand in kaum einem Augenblick auf den Beinen, rannte davon und verschwand durch ein Gässchen zwischen zwei Häusern in einen Hinterhof, der mir bis anhin noch nie aufgefallen war. Ohne zu wissen weshalb, folgte ich dem Kater durch die Gasse.

Ganz hinten in einer dunklen Ecke des Hofs glaubte ich, das weisse Fell schimmern zu sehen. Ich tappte mich so leise wie möglich der kühlen Hauswand entlang, immer weiter weg von der Strasse und ihren Lichtern in die Dunkelheit des Innenhofs hinein. Und plötzlich stand dort, wo ich zuvor noch den Kater vermutet hatte, ein Kind von geschätzten vier Jahren und schaute mir direkt ins Gesicht. Seine nackten Füsse lugten unter einem aschgrauen Hemdchen hervor und schienen den Asphalt kaum zu berühren. Seine Händchen hielt es gefaltet wie zum Gebet. Wie angewurzelt blieb ich stehen und betrachtete das Geschöpf mit einem Schaudern. Ich spürte, dass ich hier weg wollte, rührte mich aber nicht von der Stelle. Das Kind sprach kein Wort und schaute mich, ohne zu blinzeln, mit seinen fahlen, fast trüben Augen an. Ich hörte, wie sich die nächtliche Luft zu einem rauschenden Wind erhob. Ich fühlte, wie sich dieser Wind in meinem Haar verfing und meine Frisur durchwühlte. Das Kind indessen schien dem Durchzug zu trotzen, kein Fältchen bewegte sich an seinem Hemd, und die pechschwarzen Locken fielen regungslos um seine blassen Wangen. Ich wollte nun wirklich weg. Wie noch nie sehnte ich mich nach dem Büro und nach meinen biederen Kollegen. Das Kind berührte mit seiner eiskalten Hand meinen erstarrten Arm und löste darin ein Brennen wie von Flammen aus. Ich wollte schreien, doch der Atem blieb mir weg. Das Kind zog sich nun ganz nahe an mich heran, und ohne es zu wollen, senkte ich meinen Kopf zu dessen Mund. Wie das Flüstern einer heiseren alten Frau vernahm ich seine Stimme: „Lara!“

Endlich erwachte ich aus meiner Starre und rannte so schnell ich konnte zu dem Gässchen, durch das ich die rettenden Lichtkegel der Strassenlampen sehen konnte. Als ich mich noch einmal umdrehte, schaute mir der weisse Kater gespenstisch aufmerksam nach. Dann trat ich auf die Saarbrückerstrasse und verlangsamte allmählich meinen Schritt. Je weiter ich mich von dem Innenhof entfernte, umso ruhiger schlug mein Herz. Und als ich mich wenige Schritte vor dem Bürogebäude wieder fand, war ich sicher, mir alles nur eingebildet zu haben.

Und auch als mir die neue Mitarbeiterin als Lara vorgestellt wurde, dachte ich eher an ein Hirngespinst als an echte Gespenster. Mit Lara verstand ich mich auf Anhieb gut, und sie wird nächste Woche bei mir einziehen. Und obwohl ich diese höchst alberne Begebenheit an jenem Septembermorgen längst als halbschläfrige Einbildung belächle, habe ich Lara nie davon erzählt, und sie wird auch nie erfahren, weshalb ich jeden Morgen den Umweg über die Metzer Strasse nehme.

Max Mo trinkt Berliner Kindl

Scheisse, ich muss die Gardinentüre offen gelassen haben!

von Marko Lange

Ich wache auf, Montag früh, ich muss ins Büro. Ich reib mir die Augen, höre Radio, noch ein wenig liegen bleiben, vielleicht noch zwei, drei Minuten. Ich ärgere mich, schon wieder dieses dämliche Lied, krieg ich jetzt wohl den ganzen Tag lang nicht mehr aus dem Kopf. Ich richte mich auf, die dämliche Katze meiner Freundin jammert, will ihr dämliches Futter. Warte, ich gebs dir gleich.

Ich trete vor den Spiegel und zähle die Falten in der Grimasse, die mich in meinen Alpträumen verfolgt. Ich trete unter die Dusche und denke an Akten und Meetings, an die Herren Berger und Tomasek, an den Vertrag mit Schmidt und Söhne, an den ganzen wichtigen Scheiss eben. Ich trete kurz aus, wie ich mich rasiere, sonne mich an karibischen Stränden und lustwandle entlang norwegischer Fjorde. Ich komme zur Besinnung und in die Gänge, binde mir die rote Krawatte, schnüre mir meine frisch gebohnerten Schuhe, trinke den miesen Pulverkaffee aus dem Supermarkt, streiche mir ein Brötchen, das ich unangerührt liegen lasse, und hetze im Regen aufs Tram.

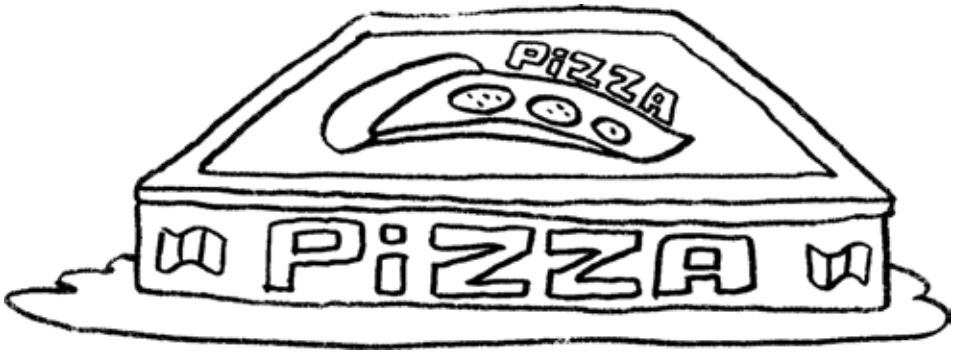
Ich blättere in den Nachrichten und ärgere mich über Fanatiker, die sich und andere in die Luft jagen, und ranghohe Politiker, die sich beim Lügen noch nicht einmal mehr Mühe geben. Ich denke daran, dass es keinen Gott gibt. Ich glaube, das ist eine durchaus akkurate, zeitgemässe Sichtweise, und ich beglückwünsche mich innerlich dazu. Jawohl, ich streichle mir zuweilen mein Ego, denn die anderen sind ja alle zu dämlich dazu, denken immer nur an sich und ihre nichtigen Problemchen und Wehwehchen.

Ich steige aus und betrete triefend nass mein Büro. Ich starte den Rechner auf und ärgere mich: Nein, ich will dieses dämliche Update nicht und ich habe auch den Spam nicht bestellt! Ich erledige den Papierkram, den mein Chef bis um zehn auf seinem Schreibtisch haben will. Ich finde, jemand sollte dem mal bei Nacht in einer dunklen Gasse auflauern und ihm mit einer Keule die Rübe –. Ich lächle mein süssestes Lächeln, wie ich ihm das Dossier pünktlich vorlege.

Ich treffe mich mit Herrn Tomasek zum Business Lunch und registriere missmutig, dass Herr Berger es heute leider nicht schaffe. Ich treffe meine Wahl für die Firma, wir wollen das und das, das wiederum können wir uns grundsätzlich nicht leisten, nein, und das höchstens im nächsten Quartal. Ich treffe ins Schwarze, wie ich Herrn Tomasek zum neuen Mercedes beglückwünsche, den dieser vor dem Restaurant geparkt hat. Ich hasse eingebildete Leute.

Ich zähle die Stunden bis zum Feierabend. Ich zähle darauf, bläue ich der Sekretärin ein, dass Sie mich umgehend benachrichtigen, wenn die Dokumente der Stadtkanzlei hier eintreffen. Ich empfange die Vertreterin von Schmidt und Söhne, die mich mit ihrer sonoren Stimme in den Wahnsinn treibt. Und Scheisse – ich krieg derweil dieses dämliche Lied nicht aus dem Kopf. Ich reisse mich zusammen und erkläre, wo es zu unterschreiben gilt: hier, da, dort, auf der nächsten Seite, wollen Sie meinen Stift?, da noch zweimal, bitteschön. Ich zerreisse Stricke und schaffe den Abschluss, beglückwünsche die Dame mit meiner Zuckerguss-Visage und atme erleichtert durch, wie sich endlich die Türe hinter ihr schliesst.

Ich sitze im Tram und bedaure, dass es draussen schon wieder dunkel geworden ist. Ich warte auf den Sommer und ich warte in der Schlange beim Abendverkauf, bis ich an die Reihe komme und meine Fertigpizza bezahlen kann. Ich erwarte den Anruf meiner Freundin, wie ich mich zuhause mit Essen und Bier vor die Mattscheibe hinzimmere und über die neuesten Gräueltaten aus Nahost unterrichten lasse. Ich verstehe nicht, weshalb sie nicht anruft! Nein, ich verstehe echt nicht, was um alles in der Welt jetzt wichtiger sein könnte, als mich mal eben anzurufen! Ich füttere ihre dämliche Katze – und sie nimmt sich nicht einmal die Zeit, um mich eben mal einfach schnell anzurufen!



Ich fühle mich etwas unruhig und weiss mir zu helfen, indem ich die Sache in die Hand nehme. Ich mache mit einem Kleenex sauber und klappe das Notebook wieder zu. Ich lege mich hin und fühle mich gar fürchterlich vernachlässigt. Da durchzuckt es mich plötzlich wie ein Blitz:

Die Katze – wo ist eigentlich die verdammte Katze hin?!

Marko Lange trinkt
Paulaner Hefe-Weissbier

Mein schäbiges Traumbüro

von Peter Frech

Seit langem träume ich von einem schäbigen Büro. Von meinem Traumbüro. Dieses Büro ist in der 7. Etage in einem Gebäude mit Charakter. Nicht so gesichtslos wie die heutzeitige, kubische Vollglasklotzarchitektur. Ein Gebäude zum anfreunden; Charakter eben.

Charakter bedeutet jedoch auch, dass dieser „Haus-Freund" seine Ecken und Kanten hat. Menschlich eben. Der Lift zum Beispiel ist immer mal wieder defekt. Glücklicherweise aber fast nie, wenn ich damit unterwegs nach oben bin. So steige ich dann hin und wieder die Treppe rauf und runter, was durchaus interessant sein kann. Da die Stufen aus Holz sind, ertönt ein rhythmischer Soundtrack, den ich mittels entsprechender Gehtechnik mitgestalten kann. Doch Vorsicht, die Treppenstufen sind über die Jahre ziemlich ausgetreten und damit so eigenartig rutschig. Besonders dort, wo das Geländer lose ist.

Viele Türen haben ihren eigenen Öffnungscharakter und Klang. So auch die, welche in die Räumlichkeiten meines Arbeitens führt. Es besteht bloss eine Chance unbemerkt und geräuschlos einzutreten. Nämlich nur dann, wenn die Receptionistin ihren Achtuhrdreissigkaffee zubereitet und die Pumpe der Maschine lauter ist, als das Gierknacken der Türe (oder ists ein Knackgieren?). Doch wenn ich diesen Zeitpunkt abpasse, weiss ich, dass ich verschlafen hab.

Wie dem auch sei, in meinem Traumbüro hab ich fast keinen Kontakt zu andern Mitarbeitern. Wortkarge, stechblickene Kommunikation lässt mich rasch in mein Büro gehen. Das hat den Vorteil, dass ich den deprofarbenen Korridor zackig entlanggehe, was meinen Chef wiederum erfreut. Er nämlich hält absolut nichts davon, sich hin und wieder für einen Schwatz in den Gängen zu begegnen, denn jeder wisse ja, was er zu tun habe. Zeit sei Geld und plaudern könne man mit Freunden in der Freizeit. Keine Diskussion. Zeit sei Geld. Ein Vorteil meines Chefs ist, dass er auch bei Kritik nicht lange predigt.

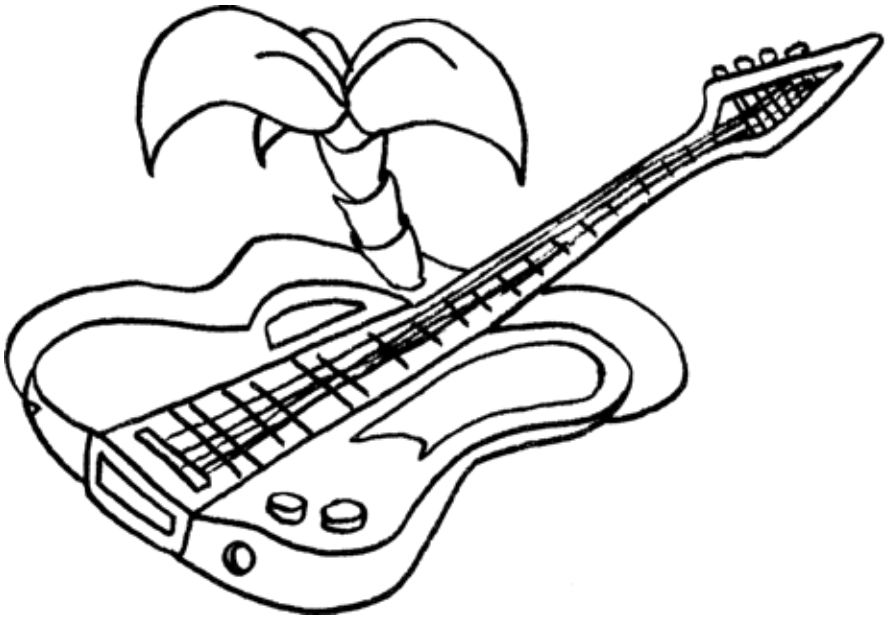
Im Büro angekommen brauche ich nicht lange, um mit der Arbeit loszulegen. Ist auch nicht schwer in einem Raum ohne Sandstrandpalmenbilder und ohne abzustaubende, persönliche Gegenstände. Keine Pflanzen bedeutet auch kein Wassergebenvergessen; kein Hintersinnen über die Schuld am Tod eines Kaktus. Kein Zeitverlust also.

Kaum losgelegt mit der Arbeit verfalle ich noch tiefer in Konzentration, denn das nervige, arhythmische Klappern der dreiviertel defekten Klimaanlage zwingt mich, mir meine Arbeit intensivst zu visualisieren. Bis ich nichts mehr anderes höre, als das Rauschen meines Blutes. Es könnte auch Tinnitus sein ...

Womöglich fragen Sie sich nun, weshalb ich mir so eine eigenartige Umgebung für die Arbeit wünsche. Die Antwort bezieht sich auf mein kreatives Wesen. Diese eigentlich nicht wünschenswerten Büroparameter stellen den wohl kleinsten Arbeitsablenkungsfaktor dar, mit welchem mein Geist grösstmögliche Produktivität für die Arbeit erzielen kann. Zeit sei Geld. Und auf diese weise Weise hab ich es gut mit meinem Chef in meinem Traumbüro.

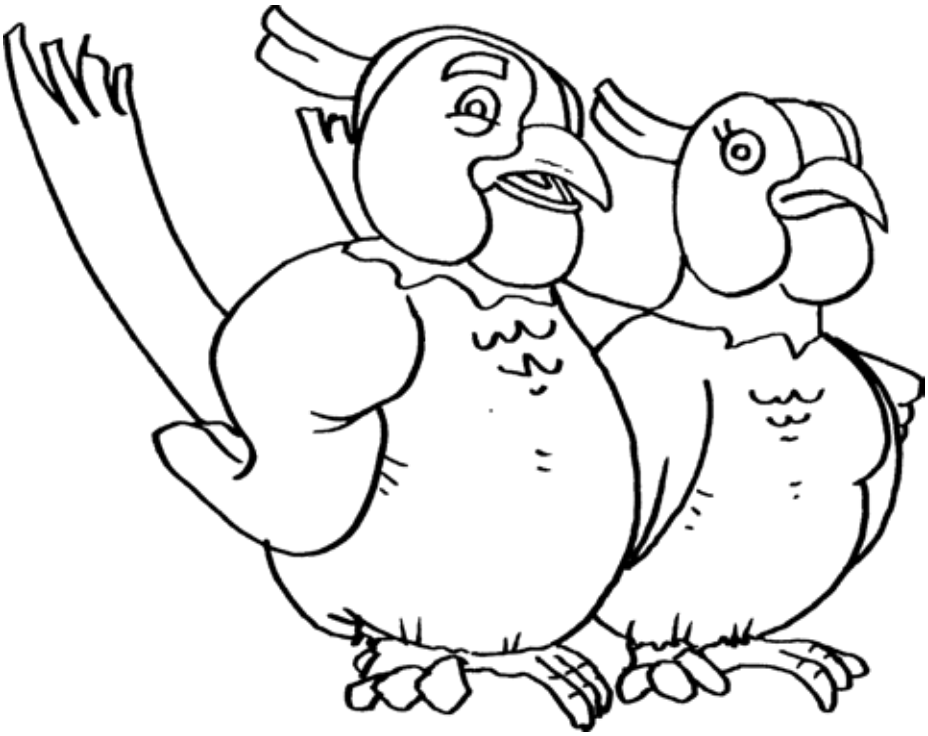
Ach ja, das Schönste an meinem Traumbüro hab ich beinahe vergessen. Das Bürogebäude sollte sich im Nordosten auf La Palma befinden, so dass ich mich nach konzentrierter Arbeit mit meiner Bassgitarre an den Strand setzen und mir den Büroblues von der Brust jammern kann, um nachher seelenbalsamiert in meiner kleinen, bunten Finca den Abend zu geniessen.

Peter Frech trinkt Prix Garantie Lager



Das Fasanenpaar

von Rainer Schlüter genannt Thesing



Ich liebte es, in meinem Büro zu sitzen und zu arbeiten. Wenn andere draussen bei Regen und Hagel durch diverse Pfützen robbten, genoss ich die behagliche Wärme meines Dienstzimmers und ging meiner Arbeit als Versorgungsunteroffizier nach. Dieser Zustand hätte immer so weitergehen können, wäre nicht eines Tages einer meiner Vorgesetzten zu mir gekommen, mit der Aufforderung, am Schiessen des kommenden Tages teilzunehmen. Was ich auch an Einwänden vorbrachte, es half nichts, und so musste ich am nächsten Tag in strömendem Regen mit raus zur Schiessbahn. Meine Tätigkeit dort war die einer Aufsicht des Schützen. Das bedeutete, ich gab die Kommandos und der Schütze führte sie aus. Es lagen immer fünf Schützen nebeneinander, getrennt durch ihre Aufsichten, und jeder hatte fünf Schuss auf eine Zielscheibe abzugeben. Kurz nach der Mittagspause standen wir wieder neben jenen, die ihre Gewehre schon vorbereitet hatten und gaben unsere Kommandos. Als wir sagten: „ Fünf Schuss Einzelfeuer, Feuer frei“, gingen die Schützen ins Ziel.
In diesem Moment flog ein Fasanenpaar über die Anlage und landete schliesslich mitten auf unserer Schiessbahn. Die Schützen begannen natürlich auf die Vögel zu schiessen, aber unser „Feuer einstellen!“ kam viel zu spät, fünfundzwanzig Kugeln hatten die Gewehrläufe verlassen. Natürlich schissen wir die Schützen zusammen, aber halbherzig, schliesslich wusste ein jeder von uns einen guten Fasanenbraten zu schätzen. Aber von wegen Fasanenbraten – zu unserem grenzenlosen Erstaunen sassen beide Vögel noch an der gleichen Stelle, und als sie merkten, dass sie im Zentrum des Interesses standen, erhoben sie sich mit einer Langsamkeit, die schon an Verachtung grenzte, in Richtung nahegelegenem Wald. Keine Kugel hatte sie getroffen.
An jenem Tag geschahen zwei Dinge: Ich wurde zum Pazifisten und ich erkannte, dass das wahre Leben nicht unbedingt nur in einem Büro spielt. Also suchte ich mir später eine Tätigkeit, in der ich sowohl innerhalb, als auch ausserhalb eines Büros zu tun hatte, und dieser Schritt veränderte mein ganzes Leben. Und verantwortlich dafür war ein Fasanenpaar.

Rainer Schlüter genannt Thesing trinkt Faxe, das dänische Lagerbier

Bierdegustation

Angelaaa! Aaaaangelaaa!
(Eine Protestnote zuhanden Frau Merkel)
von Stammgast Reto Beau

Europa steht am Abgrund. Schuldenkrise, Staatsbankrott, Arbeitslosigkeit, sozialer Abstieg, Rückkehr zur Tauschwirtschaft. All dies ist bedauerlich, allerdings wird in der Panik etwas Wichtiges vergessen: Es geht auch um Bier. Denn nicht nur UNESCO-Weltkulturerbe-Steinhaufen und ihrer Koalition drohen der Zerfall, sondern auch altgedienten europäischen Brauereien. Ist der Staat erst mal hops, kann der Braumeister seine Türen auch bald schliessen. Diese Kampfdegustation ist ein Appell an Europa, an Sie persönlich Frau Merkel: Lösen Sie diese Krise, denn sonst bleibt auch unser Bier auf der Strecke! Analog zu einem Hungerstreik werde ich per sofort in einen Trinkstreik treten, einfach umgekehrt: Ich höre erst auf, Mythos (Griechenland, sehr süffig aber leider verzichtbar), Moretti (Italien, fast so gut wie Pizza) und Guinness (Irland, bittere alte Hassliebe) zu saufen, wenn Europa gerettet ist!

Hochachtungs und voll
Reto Beau

Audienz beim Chef

von Stephano

„Guten Tag, Sie haben um ein Gespräch bei mir gebeten? Dann nehmen Sie doch Platz. Das hier ist nun also mein Büro, ja bitte, sehen Sie sich ruhig um. Durch die grossen Fenster überblicken Sie die ganze Stadt. Nicht schlecht, was? Das sind Sie sich nicht gewohnt. Aber nun haben Sie den Aufstieg ja geschafft. Diese Aussicht haben Sie sich wirklich verdient. Obwohl, zu lange können Sie nicht bleiben. Die Höhenluft bekommt nicht jedem – na? – und ich habe noch so einiges zu tun. Ja, Sie brauchen nicht zu meinen, wer einmal hier angekommen sei, könne die Beine baumeln lassen, könne sich zurücklehnen, könne sich dem Müssiggang hingeben. Mein Vater kam aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Als Kind hatte er nichts – wirklich nichts. Er hat mich Bescheidenheit gelehrt. Jetzt habe ich einen kleinen Wohlstand erreicht. Nicht, dass ich wirklich reich wäre, nein. Ich kann mir lange nicht alles leisten. Und man bekommt ja immer weniger fürs Geld, Sie werden das kennen. Und Wohlstand bedeutet Verantwortung! Manchmal weiss ich gar nicht, wo mir der Kopf steht. Aber grundsätzlich meistere ich meine Aufgaben ganz gut. Das Wichtigste ist, dass man nicht überheblich wird. Ich fahre zum Beispiel zweite Klasse. In der ersten fährt nur, wer es sich eigentlich nicht leisten kann. Das brauche ich nicht. Ausserdem kann man in der zweiten Klasse so Vieles lernen. Gibt es etwas Schöneres als ein Gespräch mit einem ehrlichen Arbeiter, der die einfachen Probleme noch kennt? Ich weiss schon, jene haben es auch nicht einfach. Aber irgendwie sind sie ja auch selber Schuld – ich meine ja nur: Heute stehen die Türen doch jedem offen, der nur will. Und wer halt nicht will ... Arbeit hätten wir ja genug. Das Problem kommt natürlich auch von den anderen. Die machen unsere Schulen kaputt. Ich frage mich, wie unsere Söhne etwas lernen sollen, wenn die Hälfte der Schüler kaum noch Deutsch spricht. Nicht einmal die Lehrerin spricht mehr anständiges Schweizerdeutsch. Diese Schwoben nisten sich eh überall ein. Bald wird uns unsere eigene Sprache verboten. Irgendwo muss man doch einen Punkt setzen. Die Vierziger haben uns ja gezeigt, was passiert, wenn man denen nicht klar den Meister zeigt. Es ist einfach wichtig, dass man weiss, wer man ist, und dass man zu seinen Wurzeln steht. Mein Vater zum Beispiel kam aus ganz ärmlichen Verhältnissen. Im Krieg stand er an der Front und hat mit eigenen Augen gesehen, wozu die fähig sind. Daraus sollten wir lernen. Aber noch schlimmer sind jene von der Kirche mit ihrem Geschwätz von Barmherzigkeit. Wenn es nach denen ginge, müsste jeder sein Vermögen den Zigeunern vererben. Als ob ich etwas dafür könnte, dass mein Vater dieses Unternehmen aufgebaut hat – aus dem Nichts. Sozusagen als Tellerwäscher. Das Leben wird einem wirklich nicht leicht gemacht. Das kann ich Ihnen sagen. Und Urlaub kann ich mir auch kaum leisten. Höchstens im Sommer zwei bis drei Wochen an der Côte und ab und zu ein Wochenende mit meinen Freunden aus der Studienzeit. Aber es ist doch beachtlich, was ich erreicht habe. Und ich mache meine Sache nicht schlecht, das müssen Sie zugeben. Ich bemühe mich auch, einen guten Draht zu meinen Mitarbeitern zu pflegen, wie Sie ja bestätigen können. Rauchen Sie, nehmen Sie sich ruhig eine Cristo aus der Schachtel. Aber passen Sie auf mit dem Humidor, er ist ein Geschenk eines guten Freundes. Wissen Sie, Freundschaft ist etwas so unglaublich Wichtiges. Es gibt Dinge im Leben, mein lieber Freund, die kann man sich nicht kaufen. Das sollten Sie sich merken. So, nun muss ich aber los. Es freut mich immer wieder, etwas von meiner Erfahrung weiterzugeben. Und ich lerne ja auch so Vieles von Leuten wie Ihnen. Es ist so wichtig, dass man den Kontakt zur Basis nicht verliert. Seien Sie gewiss, dass ich allzeit ein offenes Ohr für solch gute Mitarbeiter habe wie Sie es sind. So, nun muss ich aber wirklich. Sie finden den Weg.“

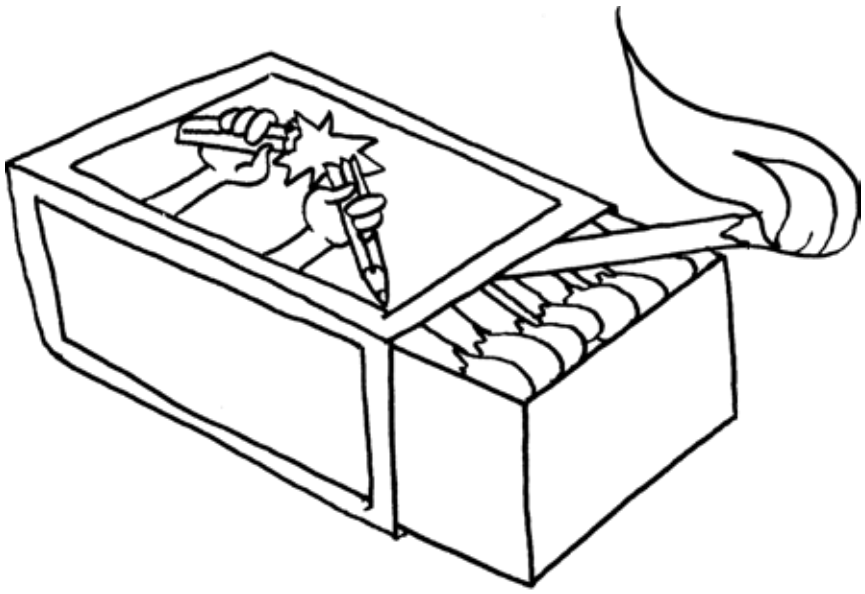
Stephano trinkt Falken Eidgenoss

Nieder mit der Bürokratie! (eine Kampfschrift)

von Basil Weingartner

Zu lange schon zündeln die Büromanen an der Solidarität – die Gesellschaft brennt! Die hungrigen BürgerInnen werden mit der Aussicht auf Bürritos ruhig gestellt. Nur noch wenige kämpfen gegen die drohende Bürokratur, indem sie wöchentlich vor den Augen des Regimes im Stadion Büros abbrennen.
Setze ein Zeichen! Zeig Dich solidarisch,
und brenn auch Du Dein Büro ab!
Für eine echte Bierokratie.

Basil Weingartner trinkt Schwarzen Kristall aus dem Appenzellerland



Nie mehr Bier...

... auf einer Velotour
von Stammgast Maître Fromager

„Meistens bin ich einigermassen schlau“, dachte ich früher - vor letztem Sonntag. Die lang ersehnte Frühlingssonne wärmte meinen Rücken, den ich auf einem Balkonstuhl sitzend den Strahlen aussetzte, als das Taschentelefon nervös zu zittern begann. Reto, der anscheinend bereits im Ganzkörpervelodress vor meiner Haustür stand, redete mir ins Gewissen, von wegen Bikinifigur und Winterpneus, bis ich nachgab. Ich war schon im Treppenhaus, als ich mich des Biers entsann, das einsam und kühl auf dem Balkontischen zurückgelassen war. Schleunigst kehrte ich um, schüttete das bereits eingefüllte Wasser aus dem Bidon und ersetzte es durch das noch fast volle Hopfengebräu.
Nun ja, der schlaue Leser weiss, was beim Schütteln von Bier passiert und ist somit meinem damaligen Denken weit voraus. „Wer träumt auf einer Fahrradtour nicht von Erfrischung durch Bier“, sagte ich noch zu Reto, voller Stolz über meinen Erfindergeist, als sich der Bauch meiner Flasche unbemerkt zu wölben begann. Die nächste Bodenwelle führte zum Malheur. Der Kohlesäuredruck sprengte das Mundstück vollständig weg und ich wurde von unten, wo die Flasche in der Rahmenhalterung steckte, regelrecht geduscht. „Vielleicht doch nicht so schlau ... Hm?“

Tricollage

von Didi Costaire

Schlag ins Kontor

Zwei Schreibtischtäter (von diversen)
sind einem Ordner auf den Fersen.
Der erste heftet sich gleich dran,
der andere entklammert dann.

Beim Drucken, Faxen und Kopieren
entstehen hin und wieder Schlieren.
Der Einkäufer hat das kapiert.
Bei ihm läuft alles wie geschmiert.

Der Buchhalter steckt seine Nase
am liebsten in die Blumenvase.
Auf diese Art entstehen Mythen:
In seiner Kasse lägen Blüten.

Und ein Vertriebler, der vertreibt
sich seine Zeit, die ihm noch bleibt.
Zum Ultimo wird er vertrieben.
Die Kündigung ist schon geschrieben.

Frau Krause geht recht früh nach
Hause,
der Rest macht mittags Mittagspause,
um endlich richtig reinzuhaun.
Man lässt sich keine Pausen klaun.

Der Boss isst nichts und trinkt Kaffee.
Sein Sohn studiert bei Snacks und Tee
den Börsenteil des Wirtschaftsblatts.
Der Alte liest im Kaffeesatz.

Dann geht es in die letzte Runde.
Am Telefon nervt mancher Kunde,
tut lautstark seine Meinung kund.
Der Kundige denkt sich: Na und?

Ein Bürohengst macht sich sodann
erfolglos an die Damen ran.
„Dass du nicht nur im Büro hängst“,
lacht eine, „wissen wir doch längst.“

Hochverachtungsvoll

Betriebsfest – Der Chef denkt: *Jawoll!*
Ich bin ja so anziehend. Toll,
wenn fröhliche Zeiten
den Alltag begleiten.
Sein Anzug sitzt ganz wie er soll.

Die Vorzimmerdame hegt Groll.
Er treibt es mal wieder zu doll.
Nach Anzüglichkeiten
lässt sie sich verleiten
und reihert den Einreiher voll.

Horrorkabinett

Das Elend ist schon früh komplett
und ein Komplott und ohnegleichen.
Da spielt ein grausames Quartett
Komplizenschaft der Einflussreichen

auf äusserst schmierigem Parkett.
Es glückt mir sauber, mich zu
schleichen,
und ich verpiss mich aufs Klosett,
um all der Scheisse auszuweichen,

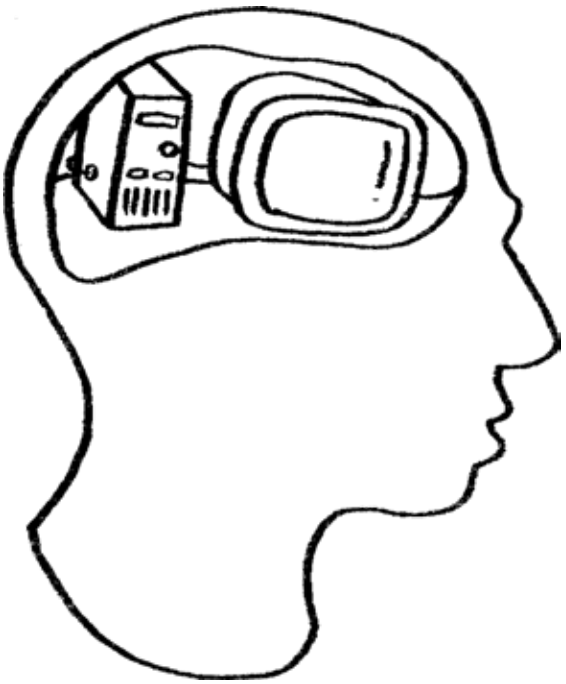
doch kann das Horrorkabinett
verdammt nicht aus dem Schädel
streichen.
So läuft in meinem Kopf ein
Splatterfilm mit lauter Blut und
Leichen.

Dann klopft der Chef mit Macht
und schäumt:
„Hier wird malocht und nicht
geträumt!“

Didi Costaire trinkt Weiss Rössl Hefeweizen

Ein Schildbürolistenstreich

von Ivan Marty



In der Schweiz existieren knapp 60 sogenannte Praxisfirmen. Stellensuchende werden diesen Programmen zugewiesen, um beschäftigt zu bleiben und kaufmännische Handgriffe zu üben. Dabei bleibt alles virtuell, ein wirklicher Handel findet nicht statt. Ivan Marty (IM) meldet sich zum Vorstellungsgespräch bei Herrn Aeolos (HA).

HA: „Herr Marty, schön sind Sie hier."
IM: „Schön sind Sie auch hier." (Legt den Kopf erst zur Seite, dann blickt er kurz über die Schulter zur Tür.) „Sind Sie wirklich hier, oder ist das auch alles nur eine Täuschung?"
HA: „Nein, ich bin wirklich hier."
IM (Entzückt): „Darf ich Sie anfassen?"
HA: „Nein, lieber nicht. Das könnte als sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz aufgefasst werden."
IM: „Auch wenn die Belästigung nur gespielt ist?"
HA: „Da müsste ich zuerst mit der Zentrale Rücksprache nehmen. Es wäre der erste Fall von virtueller sexueller Belästigung am Arbeitsplatz. Die Rechtslage ist mir nicht bekannt."
IM: „Aha. Und wenn ich virtuell blaumache – hat das Konsequenzen?"
HA (In herrischem Ton): „Was Sie virtuell tun ist mir egal. Aber wenn Sie nicht zur Arbeit erscheinen, hat dies echte Konsequenzen wie auf dem normalen Arbeitsmarkt."
IM: „Das heisst, Sie sprechen eine echte Kündigung aus?"
HA (Kleinlaut): „Nein, das kann ich leider nicht. Schliesslich werden Sie von der Zentrale gezwungen, hier zu arbeiten."
IM: „Bin ich also nur ein sich selbst spielender Sklave?"
HA: „Nein, Sie sind Stellensuchender, der in einer Massnahme arbeitet."
IM: „Aha."
HA: „Erzählen Sie doch einmal, wo wir Sie in unserer Firma einsetzen könnten."
IM: „Nun, rein imaginär könnte ich Sie grausam entlasten. Da liegen mir die Buchhaltung, das Marketing, Lieferdienst, Kaderausbildung, Verwaltungsratspräsident. Rein von der Vorstellung her kann ich mir eigentlich alles vorstellen."
HA (In begeistertem Ton): „Das ist natürlich wunderbar für uns. Es ist wichtig, dass wir als international tätige Firma auf ein breites Wissen zurückgreifen können."
IM: „Aha. Was soll ich also tun?"
HA: „Im Moment warten wir gerade auf neue virtuelle Lieferungen aus der Zentrale. Sobald diese eingetroffen sind, können Sie gerne die Buchhaltung dazu übernehmen. Bereiten Sie doch bitte solange schon einmal das Lager vor, damit der Lieferant alles sauber deponieren kann."
IM: Sehr gerne. Wo finde ich das Lager?"
HA: „Nun, auch dies existiert nur in virtueller Form. Insofern können Sie sich einrichten, wo Sie wollen. Verlassen Sie aber bitte das Gelände nicht, ansonsten wird Ihnen die Zentrale Taggelder streichen müssen."
IM (Zögert): „Dann...bleib ich hier sitzen und räum schon mal virtuell das Lager auf. Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus?"
HA: „Aber nein, im Gegenteil. Ich schätze die bereichernde Atmosphäre von gemeinsam genutzten Büros. Melden Sie sich ungeniert, wenn Sie Fragen zum Lager haben!"
IM: „Na dann..." (Schliesst die Augen und summt leise die Melodie zu „Where is my mind?" von den Pixies.)
HA: „Es ist alles eine Frage der Einstellung. Das wirklich Wichtige passiert im Kopf!" (Lehnt sich zurück, schliesst die Augen und seufzt.) „So, dann wollen wir mal die Jahrespressekonferenz halten."

Ivan Marty trinkt ein echtes Luzerner Bier

Büro Gottardi

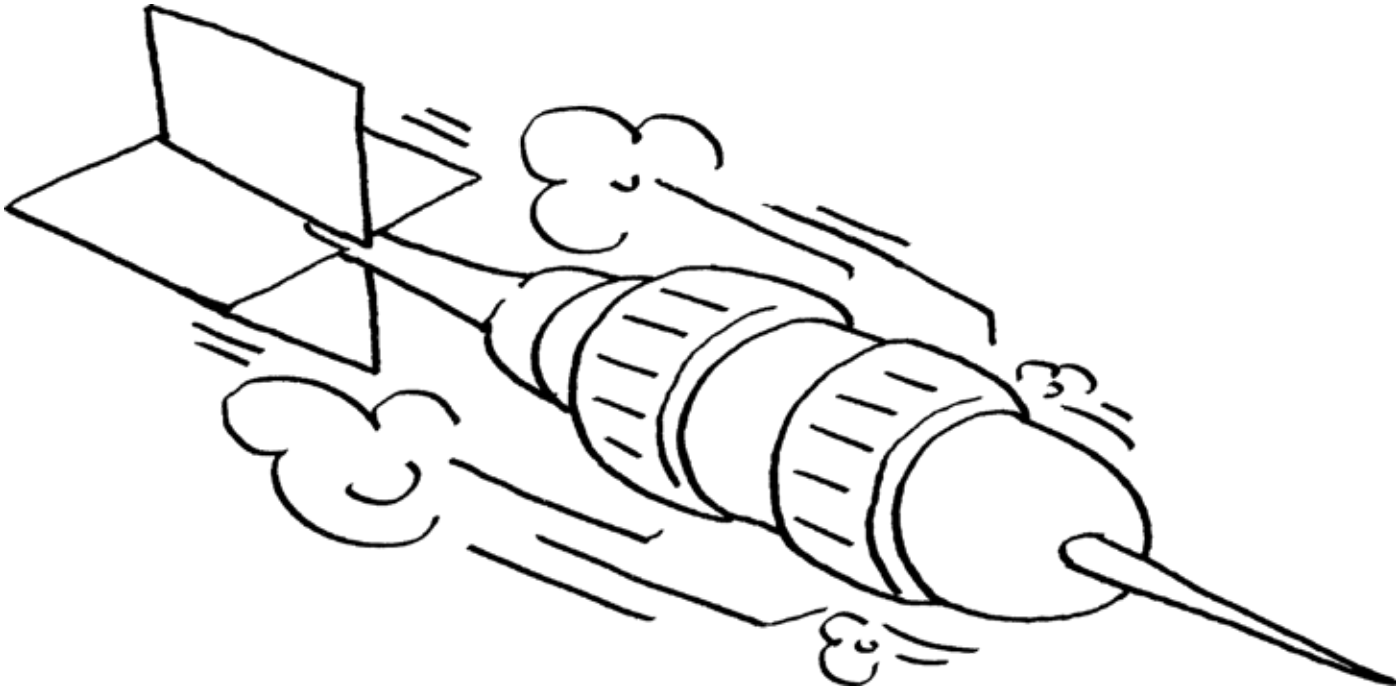
Texte • Geschichten • Lesungen

Wegen Schreibstau bis auf weiteres geschlossen.

Domenico Vincenzo Gottardi trinkt in seiner verzwickten Situation ein *Zwickelbier*

Die Apfelschuss-Sage

von Florian Eßer



Herr Koch war weiss Gott nicht der angenehmste Mitarbeiter, den der anonyme Bürokomplex vorzuweisen hatte. Besonders geringe Beliebtheit konnte er bei den weiblichen Kolleginnen verbuchen, da er seine Hände weniger unter Kontrolle hatte als ein Lactoseintoleranter seinen Verdauungstrakt nach einem halben Kilo Speisequark. Dennoch schaffte es Herr Koch, bei jeder Betriebsfeier mit einer anderen Kollegin den Kopierraum zweckzuentfremden. Die dabei entstandenen Schwarzweiss-Kopien lagerte er in der obersten Schublade seines Schreibtisches, und in der darunter lagen seine Dartpfeile für die Scheibe, die er an der Tür seines Büros angebracht hatte. Wenn es ihm also zu langweilig wurde, nur da zu sitzen und von einem Farbkopierer zu träumen, was oft vorkam, so übte er sich in der hohen Kunst des Darts: Triple 25, Triple 25, Triple 25.
Tja, Herr Koch hatte es drauf.
Und weil er es so drauf hatte, musste jeder Mitarbeiter, der sein Büro betrat, einen Einsatz von 50 Cent zahlen und gegen den Gottvater des Pfeilchenschmeissens antreten, was Herr Koch somit täglich die Kosten für den Kopierer finanzierte.
So war es auch heute wieder: Gerade war er dabei, eine Praktikantin, eine blutige Anfängerin, höchst gekonnt auszustechen. Sein nächster Wurf würde ihre 50 Cent in seine Geldbörse wandern lassen, und so zielte Herr Koch, leckte sich kurz über die Lippen, zielte, zielte, und mit einer plötzlichen Bewegung des Handgelenks schnellte der Pfeil auf die Tür zu, als jene unverhofft geöffnet wurde.
Noch unverhoffter von seinem Vorgesetzen Herrn Monilia.
Während der Pfeil wie in Zeitlupe auf seinen Chef zuflog, fühlte sich Herr Koch merkwürdigerweise wie Wilhelm Tell, der den Apfel vom Kopf schoss, denn auch Herr Koch traf einen Apfel. Dummerweise war die Silbe „Aug-“ davor, und nun suppte Herr Monilia mit seiner Netzhautflüssigkeit den Teppichboden voll.
Dessen Schmerzensschreie konnte Herr Koch noch 100 Kilometer weiter hören, an seinem neuen Arbeitsplatz, an den er wegen der jüngsten Vorfälle zwangsversetzt wurde.
Noch langweiliger und trister als sein alter, aber immerhin hatten sie hier einen Farbkopierer.

Florian Eßer trinkt Grafensteiner Export

Unser Büro in Kairo (Neulich auf SF info)

von Toni Wesko

Moderatorin: Der Tahrir-Platz ist seit Wochen besetzt, doch das Regime hält sich. An unseren Korrespondenten in Kairo deshalb die Frage: Wie geht es nun weiter in Ägypten?

Korrespondent: Ähm, das ist natürlich schwer zu sagen.

Moderatorin: Kann man denn irgendwelche Prognosen wagen?

Korrespondent: Nun, ähm, auch das ist natürlich schwer zu sagen. Ich habe aber gerade mit Leuten hier vor Ort auf dem Tahrir-Platz in Kairo gesprochen. Und man kann es nicht anders sagen, ähm, die Leute sind empört.

Moderatorin: Was beklagen die Demonstranten denn vor allem?

Korrespondent: Nun, ich habe wie gesagt gerade mit den Leuten gesprochen. Es scheint, als sei ihnen vor allem das aktuelle, ähm, Regime in Ägypten ein Dorn im Auge.

Moderatorin: Und was stört sie am Regime vor allem?

Korrespondent: Nun, das ist natürlich schwer in einem Bild zu fassen. Aber wichtig scheint mir, dass das Volk hier auf dem Tahrir-Platz in Kairo zum ersten Mal zusammensteht und, ähm, konkrete Forderungen stellt.

Moderatorin: Was sind denn solche konkrete Forderungen?

Korrespondent: Nun, das ist im Einzelnen natürlich schwer auszumachen.

Moderatorin: Kenner der Region warnen vor einer Islamisierung Ägyptens. Teilen Sie diese Einschätzung?

Korrespondent: Nun, das ist natürlich schwer abzuschätzen. Ich habe allerdings soeben mit den Leuten hier auf dem Tahrir-Platz in Kairo gesprochen. Auch hier wird die Frage der Zukunft des Landes natürlich, ähm, kontrovers, ähm, diskutiert.

Moderatorin: Wie stellt sich denn das Regime zu den Forderungen?

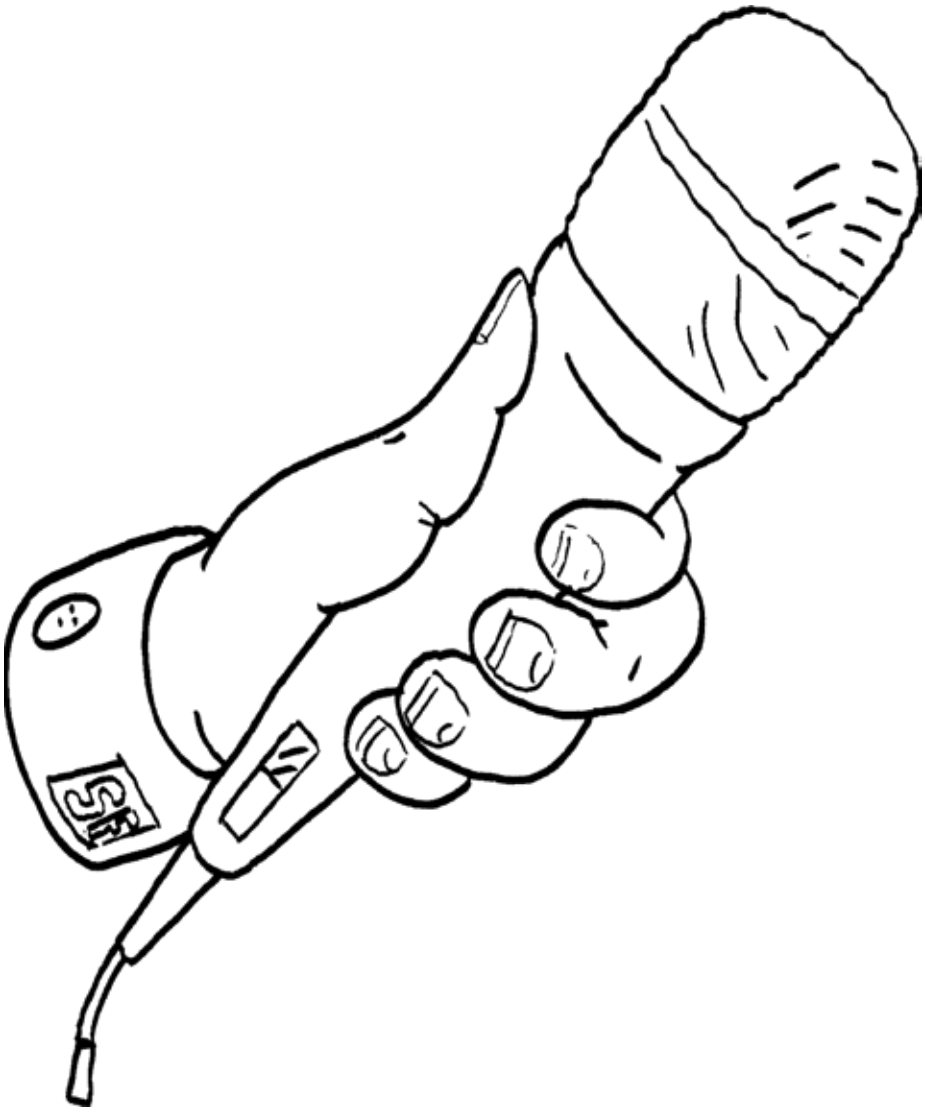
Korrespondent: Nun, der Pressesprecher der Regierung war leider heute nicht verfügbar. Es bleibt abzuwarten, wie sich das Regime zu diesen Forderungen äussert. Aber hier auf dem Tahrir-Platz in Kairo ist die Wut des Volkes klar zu spüren.

Moderatorin: Wie ist denn ihre persönliche Einschätzung zur Situation innerhalb des Regimes?

Korrespondent: Nun, von aussen ist das natürlich schwer zu sagen. Aber wie gesagt, ähm, das Volk ist empört.

Moderatorin: Vielen Dank für diese Einschätzungen live vom Tahrir-Platz in Kairo, Ägypten.

Toni Wesko trinkt Singha



Immer da

von Jörg Borgerding

Ich bin immer da. Morgens der Erste, abends der Letzte. Die anderen kennen das schon. „Na – bist du schon wieder da?“, fragen sie, wenn sie morgens früh kommen und mich sehen. Oder auch: „Warst du die ganze Nacht hier?“ Sie können noch so früh kommen – ich bin stets vor ihnen da. Und: „Bleibst du noch lange?“, fragen sie, wenn sie abends gehen und sehen, dass ich keine Anstalten mache, es ihnen nachzutun. Natürlich erwarten sie auf ihre Frage keine Antwort. Sie wissen, dass ich immer da bin.

Einmal, ein einziges Mal war ich nicht da, als morgens früh die Ersten kamen. Der Grund meiner Verspätung war ein mir äusserst peinlicher, daher bitte ich, nicht auf der Frage nach dem „Warum“ zu bestehen.

Selbstverständlich war das Erstaunen der anderen über mein Ausbleiben enorm. Welch eine Aufregung schlug mir entgegen, als ich kam, und schon einige da waren – einige zwar, doch nicht alle. „Wo warst du? Was hast du getan? Was ist geschehen? Wir waren in Sorge!“, so und ähnlich klang es, als sie mich förmlich bestürmten. Und ich glaubte ihnen, ich glaubte ihnen ihre Bestürzung über etwas, das keiner von ihnen je erlebt hatte, in all den Jahren, die sie mich kannten. Mehr noch – selbst von denen, die mich von Anfang an kennen, konnte sich keiner entsinnen, jemals gekommen zu sein, ohne mich bereits vorzufinden. Ich bat sie, nicht nach dem Grund meiner Verspätung zu fragen, nach der Verspätung, die ja eigentlich gar keine war – zwingt mich doch nichts und niemand dazu, morgens der Erste und abends der Letzte zu sein. Das respektierten sie.

Nur manchmal, an jenem unseligen Tag, und an den darauffolgenden Tagen noch, sah ich den einen oder die andere gelegentlich den Kopf schütteln und zu mir herübersehen, lächelnd, immer noch nicht fassend, was kurz zuvor geschehen war. Einige Tage nur, dann hatten sie jenen Morgen vergessen, und ich versuchte, es ihnen gleichzutun.

Man respektiert mich. Manchmal denke ich, sie sind froh, dass ich stets da bin. Schliesslich: Auf was ist denn noch Verlass? Da ist ein Mensch dankbar, wenn es etwas gibt, dessen er sicher sein kann, das ihm Gewissheit gibt – wofür auch immer. Meiner Verantwortung, die aus meinem Verhalten erwachsen ist, bin ich mir bewusst.

Das Erste, was die Neuen erfahren, wenn sie zu uns kommen, ist, dass ich immer da bin. So gebe ich besonders der Jugend einen Halt in diesen unsicheren Zeiten, gebe ihnen etwas, das sie in Elternhaus und Schule kaum kennengelernt haben. Und dafür respektieren und achten mich schnell auch die Jungen und die Neuen, das spüre ich. Und niemand erzählt ihnen, den Nachwachsenden, von jenem unsäglichen Tag. So wird irgendwann niemand mehr da sein, der sich dieses schwarzen Tages entsinnen kann. Nur ich, ich werde da sein, morgens als Erster und abends als Letzter. Tag für Tag und Jahr für Jahr. Denn ich: bin immer da.

Jörg Borgerding trinkt Hopf Helle Weisse

Halb sieben

von Louise Liebenswert

Er stand um halb sieben auf. Ging ins Bad und starrte in den Spiegel. Wann war er gestern Abend nach Hause gekommen? Wohl eher heute Morgen. Länger als vier Stunden hatte er sicher nicht geschlafen, als der Wecker klingelte. Warum war er überhaupt aufgestanden? Warum stand er jeden Morgen um halb sieben auf? Fuhr eine halbe Stunde mit dem Auto durch die Stadt? Zu einer Firma, mit der ihn nichts verband. Das stimmte nicht ganz. Es verband ihn etwas sehr Wesentliches mit dieser Firma. Es hatte mit den Zahlen auf seinem Kontoauszug zu tun. Er seufzte. Starrte in den Spiegel. Gähnte. Kratzte sich am Kopf. Trottete zurück ins Schlafzimmer und legte sich wieder ins Bett.

Louise Liebenswert trinkt Reissdorf Kölsch

Rezension

A new world of happiness
von Stammgast Reto Beau

Rauchen im Kopierraum. Whiskyflaschen schön drapiert auf dem Beistelltisch. Fluchen, Schreien, Hinternklappsen. Die Bürokultur der Mad Men, der kreativen Köpfe an der Madison Avenue ist beneidenswert. Die TV-Serie über eine Werbeagentur im New York der 60er Jahre begeistert mittlerweile mit der 4. Staffel. Die realen Machenschaften der Mad Men präsentiert der Taschen Verlag nun in einem wunderbaren, mehrere Kilogramm wiegenden Totschläger namens „Advertising from the Mad Men Era". Das zweibändige Werk versammelt auf 720 Seiten eine Unzahl von Werbeanzeigen aus den 50er und 60er Jahren. Damals, als Stewardess noch ein Traumberuf war, alle anderen Frauen nichts toller fanden als Küchengeräte und die Männer um halb fünf den Wodka einweihten. Und: Als alle irgendwie noch an den Slogan des Versicherers im Titel glaubten. Kurzum: Ein witziger Ausflug in die Köpfe der Mad Men. Da können uns neuzeitliche Werbefiguren wie Marc Bösch (Orange) und Doktor Klenk (Alpecin) gestohlen bleiben. In der Tat!

Jim Heimann, Steven Heller, Mid-Century-Ads: Advertising from the Mad Men Era. Taschen 2012.

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidi

Agro Büro Bistro

Büro Agro Bistro Klaro

Zero Metro Büro Agro

Agro Agro Jaaaa Agro

Vorschau

„Sommernacht“ heisst das Thema der nächsten Ausgabe von BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 30. Juni 2012 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Sommernacht“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch.
Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

klein.

aber flexibel.

GOTTARDi PRiNT

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Impressum

Herausgeber & Redaktion:
Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen:
Raphael Santschi

Korrektorat:
Peter Käsermann, Sonja Koller

Administration:
Marlène Käsermann

Bierrat:
Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:
BIERGLASLYRIK
Gesellschaftsstrasse 87
3012 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch

Internet:
www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente:
Kostenlos oder als Abo auf
www.bierglaslyrik.ch

Auflage:
150 Druckexemplare
freier Download

Druck:
Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern